

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1912**

49 (27.2.1912) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 15



Für unsere Frauen.

Wie eine chinesische Strohwitwe heiratet.

Im südlichen China gibt es eine Menge junger Frauen, deren Männer oft viele Jahre im Ausland weilen, ehe sie den heimischen Herd wieder aufsuchen und mit ihrer verlassenen Frau ein Wiedersehen feiern. Während der langen Trennung aber besteht zwischen den Ehegatten kaum irgendwelche Gemeinschaft. Denn wenn der in der Ferne weilende Gemahl viel leicht jedes Jahr einmal heim schreibt, dann schreibt er nicht an seine Frau, die ja in der Regel auch nicht lesen kann, sondern an den Vater, den Onkel oder sonst einen Verwandten, und die junge Frau erfährt von ihrem Gatten fast so gut wie nichts. Jedenfalls kommen niemals vertrauliche Mitteilungen mit allerlei süßen Geheimnissen in ihren Besitz. Auch kann sie selbst, der Kunst des Schreibens unkundig, ihrem Geliebten niemals einen Herzengruß senden. Bei dieser Lage der Dinge ist es dann kaum zu verwundern, wenn sich die Bande der Zusammengehörigkeit lockern, falls sie überhaupt vorhanden waren und die junge Frau schließlich, trotz strenger Kontrolle des Stammes und der Familie, den Verführungen eines anderen Mannes zum Opfer fällt. Auch junge Witwen erliegen oft dieser Gefahr. Kommt dieses verbotene Verhältnis durch irgend einen Umstand, besonders durch folgende Schwangerschaft, an den Tag, so ist die junge Frau verdammt, die Familie bloßzustellen und der Verachtung preisgegeben. Daher muß die untreue gewordene Frau möglichst bald aus dem Hause und aus der Gegend, damit der Schimpf allmählich in der Vergessenheit verschwindet. Eine solche Frau kann bei ihrer Wiederverheiratung natürlich keine großen Ansprüche machen, sondern muß froh sein, wenn ein älterer Witwer, der sonst keine Frau mehr bekommt, sie noch heimführt. Bei einer solchen Heimführung werden möglichst wenig Zeremonien beobachtet. Und auch diese wenigen Zeremonien sind von den gewöhnlichen Hochzeitsgebräuchen ganz erheblich verschieden. Eine solche Strohwitwenhochzeit fand unlängst in der Provinz Kwantung statt.

Als die Eheleute der jungen Frau an den Tag kam und daher ihres Lebens im Hause ihres bisherigen Mannes nicht mehr länger sein konnte, wagte sie sich wegen ihrer nötig gewordenen Wiederverheiratung nicht an ihre Eltern zu wenden, sondern beauftragte eine bekannte ältere Frau, für sie als Heiratsvermittlerin tätig zu sein und ihr einen passenden Mann ausfindig zu machen. Bald hatte sie einen älteren Witwer, der schon lange erfolglos nach einer Frau suchte, und der gewillt war, die untreue Strohwitwe als Frau heimzuführen, gefunden. Als Kaufpreis wurden einhundertzwanzig Dollar ausgemacht. Ebenso wurde der Tag, an dem eine Begegnung des Brautpaares stattfinden sollte, festgelegt. Am betreffenden Tag vor Tagesanbruch raffte die junge Frau ihren Schmuck und ihre Kleider zusammen und verließ in Begleitung der Heiratsvermittlerin und einer Kasträgerin, ohne Abschied genommen zu haben, das schwiegerelterliche Haus. Die Schwiegereltern vermuteten wohl, daß die Frau ihres Sohnes auf Nimmerwiederssehen verschwinden werde, hielten sie aber in diesem Falle doch nicht zurück. Zu gleicher Zeit etwa, als die junge Frau ihr Heim verließ, machte sich auch der Freier in Begleitung eldlicher Männer auf den Weg, um die ihm zugeordnete Frau auf halbem Wege zu treffen. Da eine solche Verheiratung als schändlich gilt, dürfen diese Abmachungen nicht in einem Hause geschehen. Selbst unterwegs darf weder der Bräutigam noch die Braut mit ihren Begleitern in einem Hause einkehren, weil dieses dadurch ebenfalls beschimpft würde.

Nach Begegnung der beiden Parteien unterzogen sich die Brautleute gegenseitig einer eingehenden Besichtigung. Sie fanden Gefallen an einander, wechselten einige Worte mit einander und gaben sich zu verstehen, daß sie zusammengehören wollten. Sofort bezahlte der Mann an Ort und Stelle die Kaufsumme an die Heiratsvermittlerin aus, die das Geld später den Schwiegereltern der Frau übermittelte. Da die Braut ihre ganze Habe schon mitgebracht hatte, folgte sie, von der Vermittlerin begleitet, — denn in einem solchen Fall geht keine Ehren-dame mit —, sofort ihrem Erkorenen in dessen Haus. In der Nähe des neuen Heims erwartet sie eine alte Tante mit zwei Begleitern, von denen der eine Reis, der andere ein gefochtes

Doppelt zwei Stangen und Mäucherstäbchen enthielt. Diese Stöbe wurden je einer an die beiden Enden einer Bambusstange gebunden, und der Braut über die Schulter gelegt, damit sie die kleine Last nach Hause trage. Dort angekommen, wurde sie mit prasselndem Feuerwerk empfangen. Eine alte Tante trat ihr entgegen und drückte ihr ein zinnernes Weinfrüßchen in die linke Hand, das neun Paar Eßstäbchen — das bedeutet, daß die junge Frau bald Söhne bekommen möge — enthielt, wovon neun Stäbchen von einer Armpfange umschlossen waren, damit schlimme Einflüsse fern bleiben möchten. Darauf ergriff sie ein bereit gehaltenes Seil, band es um die Taille der jungen Frau und führte sie an dessen langem Ende hinter sich her über ein Kohlenfeuer ins Haus. Vor der Haustüre mußte die Braut durch dreimaliges Sichberneigen den Türgöttern ihre Ehrfurcht bezeigen. Darauf zog die Tante sie am Strick vollends über die Schwelle des Hauses, indem sie ihr den seltsam klingenden Spruch zurief:

„Komm, alte Kuh, ins Haus herein, Bring mit Licht und Sonnenschein!“

Mit einem langen Schritt und äußerster Vorsicht, um so die Türbekleidung nicht zu berühren, — was Geschwüre an Händen und Füßen verursachen soll — schritt sie über die Schwelle. Die von der Braut in den beiden Körben ins Haus getragenen Eßwaren und Opfergaben wurden darauf vom Bräutigam dem Herrgott geopfert, dem das wichtige Ereignis mitgeteilt wurde. Damit war der Ehebund geschlossen und die Hochzeitszeremonien beendet. Außer dem im Hause waltenden „Küchengott“ erhielten weder die „Ahnen“, noch andere Götter und Geister von der Hochzeit des Widders und der Strohwitwe Kunde. (Aus dem „Orientalischen Lloyd“.)

Kleine Nachrichten.

Frauen im Staatsbahndienst. Im preussischen Staats-eisenbahndienst sind gegenwärtig 8500 weibliche Personen beschäftigt, darunter 3500 im unteren Dienst. Die Zahl der etatmäßigen Stellen ist demgegenüber sehr klein: sie beträgt nur 800 und hat sich in den letzten drei Jahren um 97 vermehrt. Bewerberinnen um diese Stellen müssen unverheiratet oder kinderlose Witwen sein und dürfen nicht über 30 Jahre zählen. Auch während der Probe- oder Dienstzeit ist für die Beamtinnen das Zölibat vorgeschrieben: Verheiratung hebt sofort das Dienstverhältnis auf. Die Bewerberinnen müssen entweder das Reifezeugnis einer höheren Mädchenschule, einer Handelsschule oder einer Fortbildungsschule vorgelegen können; andernfalls müssen sie sich einer Vorprüfung über ihre Kenntnisse und Fähigkeiten im deutschen Aufsatz, Geographie und Rechnen unterziehen. Vorbedingung ist ferner eine gute körperliche Gesundheit, Gewandtheit und tadellose sittliche Führung.

Wie die „Deutsche Beamtenschaft“ ferner mitteilt, haben die Bewerberinnen eine Probezeit von sieben Monaten durchzumachen, von denen zwei in der Fahrkartenausgabe und Gepäckabfertigung, drei im Telegraphendienst und zwei in der Güterabfertigung zu absolvieren sind. Darnach erfolgt die Prüfung als Eisenbahngehilfin, die im Falle des Nichtbestehens innerhalb sechs Monaten zu wiederholen ist. Die Anstellung erfolgt innerhalb der festgesetzten Beamtensatzung zunächst als Eisenbahnwärterin im diätarischen Verhältnis mit einem Anfangsgehalt von 840 Mark, das bis zu 1080 Mark steigt. Bei Freiwerden von etatmäßigen Stellen rücken die Gehilfinnen, die ein Dienstalter von sieben Jahren hinter sich haben, in diese ein. Das Anfangsgehalt beträgt hier 1100 Mark und steigt bis zu 1600 Mark. Dazu tritt der Wohnungszuschuß der Unter-beamten.

Eigentlich müßte die preussische Eisenbahnverwaltung für ihre Beamtinnenstellungen erst eine Generation geschlechtsloser Arbeitsbienen heranzüchten, denn ihre Forderung des Zölibats auf der einen und der „tadellosen sittlichen Führung“ auf der anderen Seite dürfte doch nur von solchen Wesen wirklich zu erfüllen sein.



Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 15. Karlsruhe, Dienstag den 27. Februar 1912. 32. Jahrgang.

Inhalt der Nr. 15: Der Wanderer. — Ich hab's! — Krotobifang auf Bornes. — Aus allen Gebieten. — Allerlei. — Für unsere Frauen.

Der Wanderer

Flaumflocken flüstern vom Himmel leis. Ein Wanderer steigt über Firn und Eis. Die Schneefrau folgt ihm mit tückischem Schritt: „Galt stille, mein Lieber, und nimm mich mit! Der Abend ist nah und der Gipfel fern. Ich spiel dir zur Kurzweil ein Liedchen gern.“ Sie setzt an die Lippe die grüne Schalmei, Die bläuhzte von Blumen und Reng und Mai. Er lauschte, die Wangen von Tränen naß, Dann schlug er ein Kreuzchen und zog fürbaß. Und finst'rer wölft sich der dämmernde Schnee. Sie schlich ihm zur Seite auf listiger Zeh: „Galt, daß ich dir leuchte, du wandelst irr! Ein freundliches Märchen erzähl' ich dir.“ Eine Ampel zog sie aus ihrem Gewand: Da glänzt ihm vor Augen der Heimat Land, Der Hügel, der Garten, die Eltern sein Im seligen goldenen Jugendschein. Er schwankte. Schon kitzelt er der Schritte Maß, Dann schlug er ein Kreuzchen und zog fürbaß. Und es stürmt und es stöbert mit Sturmesmacht, Vom heulenden Felsen gähnt weiße Nacht. Sein Wille verlagte, sein Knie versank. Da sah sie auf einer steinernen Bank. „Hier ist es behaglich; komm“, seze dich! Ich weiß zu kosen gar minniglich. Und lockt dich der Schlummer und lacht dir ein Traum: In meinem warmen Busen ist Raum!“ Sie blickte so lieblich, sie nickte so hold, Als ob sich der Himmel ihr öffnen wollt'. Er wankt ihr entgegen in taumelndem Lauf Und fiel ihr zu Füßen — stand nie mehr auf. Karl Spitteler.

Ich hab's.

Auf griechisch heißt es: „Heureka“, wörtlich übersetzt: Ich hab's gefunden. Die meisten wissen, daß das Wort Archimedes, den griechischen Mathematiker, zum Autor hat. Aber wenige kennen die Umstände, unter denen es ausgesprochen wurde. Die Episode wird von Vitruv, dem römischen Architekten, erzählt. Sie steht in seinem Werk über Baukunst und lautet: „Hieron, der Tyrann von Syrakus, wollte den Göttern zum Dank für seine erfolgreichen Unternehmungen einen goldenen Kranz weihen. Er übergab darum einem Goldschmied das zu diesem Zwecke nötige Gold mit dem Auftrage, den Kranz anzufertigen. Das Werk fiel auch zur vollen Zufriedenheit des Königs aus; jedoch verbreitete sich bald das Gerücht, der Goldschmied habe den König in ganz raffiniertester Weise betrogen; er hätte nämlich einen Teil des Goldes durch das viel weniger wertvolle Silber ersetzt, sodas das Gewicht des Kranzes zwar ebenso viel betrage, als das des ihm von dem König anvertrauten Goldes, der Kranz tatsächlich aber nicht aus reinem Golde, sondern aus einer Mischung von Gold und Silber bestände. Als Hieron von diesem Gerücht vernommen hatte, beauftragte er seinen Verwandten Archimedes, die Wahrheit des Gerüchtes zu prüfen. Die Aufgabe war schwer. Eine analytische Chemie, die die Frage in wenigen Augenblicken beantwortet hätte, gab es damals noch nicht; auch durfte der Kranz ja nicht beschädigt werden. Gleichwohl gelang

Archimedes die Lösung des Problems und zwar mit Benutzung des spezifischen Gewichtes.

In einer interessanten naturwissenschaftlichen Anekdote erinnert Dr. Mecklenburg an die, die gleiche Sache behandelnde Scharfrage: „Was ist schwerer, ein Pfund Eisen oder ein Pfund Bettfedern?“ Und es ist nicht ganz so ungerührt, wie man gewöhnlich denkt, wenn ein Unvorsichtiger meint, ein Pfund Eisen sei schwerer. Zwar wiegt ein Pfund Eisen geradeso viel als ein Pfund Federn, aber das „spezifische Gewicht“ des Eisens an das der Antwortende, ohne sich darüber klar zu sein, gedacht hat, ist sehr viel größer als das der Federn. Wird nämlich die Frage ein wenig anders gefaßt: „Ist Eisen oder ein Pfund Bettfedern schwerer?“, so antwortet ein Feder: „das Eisen“. Wonach wird aber in dieser zweiten Frage gefragt? Nach einem absoluten Gewicht, nach einem Gramm, einem Kilogramm oder einem Zentner? Offenbar nicht, denn es wird überhaupt kein Gewicht angegeben. Vielmehr handelt es sich hier in der zweiten, allgemeineren Fassung um das „spezifische Gewicht“, ohne daß dies näher ausgedrückt würde.

Was ist nun aber jenes „spezifische Gewicht“? Unter dem spezifischen Gewicht eines Körpers versteht man das Verhältnis seines wirklichen Gewichtes zu dem Raume, den der Körper einnimmt. Ein Körper hat ein hohes spezifisches Gewicht, wenn ein kleines Stück von ihm viel wiegt, und er hat ein geringes spezifisches Gewicht, wenn das wirkliche Gewicht eines großen Stückes klein ist.

Archimedes wußte recht gut, daß ein Stück Gold etwa doppelt so schwer ist, als ein ebenso großes Stück Silber, aber er wußte nicht, welchen Raum der goldene Kranz einnahm. Allerdings hätte er sich so helfen können, daß er eine genaue Nachbildung des goldenen Kranzes in reinem Silber anfertigen ließ und dann die Gewichte der beiden Kränze verglich, aber das wäre nicht nur recht kostspielig gewesen, sondern es hätte wahrscheinlich auch große technische Schwierigkeiten gehabt. Er schlug daher einen Weg ein, den ihm eine zufällige Beobachtung gezeigt hatte. Als er nämlich einm beim Baden in eine etwas zu volle Wanne stieg, bemerkte er, daß das Wasser in dem Maße, wie er seinen Körper untertauchte, über den Rand auslief. Diese einfache Beobachtung offenbarte ihm die Lösung des schwierigen Problems. Vor Freude getrieben sprang er aus der Wanne und nachdem seinem Hause zulaufend, rief er mit lauter Stimme, er hätte gefunden was er suchte; denn im Laufen rief er aus: „heureka, heureka!“

Was hatte er aber gefunden? Nur eine einfache, aber außerordentlich wichtige Tatsache, nämlich eine Methode, um das Volumen eines so komplizierten Körpers, wie des Kranzes leicht und schnell zu bestimmen. Er füllte einen kleinen Trog, der in einer Seitenwand ein Loch hatte, bis zu dem Loch mit Wasser an und legte dann den Kranz hinein. Der Kranz verdrängte einen Teil des Wassers, dieser Teil lief aus dem Loch heraus, wurde aufgefangen und gewogen. Wäre der Kranz aus reinem Golde gewesen, so hätte er, da das spezifische Gewicht des Goldes fast 20 ist, annähernd 20 mal mehr als das abgelassene Wasser wiegen müssen. Gätte der Kranz aber aus reinem Silber bestanden, so wäre sein Gewicht nur etwa 10 mal größer als das des verdrängten Wassers gewesen. Der Versuch ergab einen Mittelwert: das Gold war zum Teil durch Silber ersetzt worden, der Goldschmied hatte den König zu betrügen versucht, aber der Scheriff des Betrügers war der Genialität des griechischen Denkers unterlegen. Aber seine Schnipfsmethode wird auch heute noch mit Erfolg auf alle möglichen anderen Gebrauchsgegenständen bei der Fälschung angewendet, sowohl in der chemischen Industrie wie auf dem Wochenmarkt, wo die Bauernweiber sehr bewährte Methoden zur Fälschung der Butter, Käse usw. haben,



allerdings nicht ohne in ihrem Handwerk so gestört zu werden, wie der griechische Goldschmiedler. Landgrebe.

### Krokodilfang auf Borneo.

Es ist in Borneo kein ungewöhnlicher Anblick, daß ein großes Krokodil sich behaglich auf der Sumpfbank eines Flusses sonnt und die Eingeborenen ganz in seiner Nähe vorbeikommen, ohne daß sie von dem gefährlichen Tiere besondere Notiz nehmen. Wer aber glauben würde, daß Krokodile und Dajaks in Borneo auf freundschaftlichem Fuße miteinander leben, der würde sich irren, denn gar oft kann man hören und sehen, daß plötzlich ein Eingeborener in dem gefährlichen Recken des Untieres verschwindet. Besonders Aufsehen ruft ein solcher Vorgang jedoch nicht hervor, wie ein genauer Kenner der Insel Borneo, der Herrend Edwin S. Gomes, in einem interessanten Artikel erzählt. Man glaubt, daß die Götter die Krokodile zu Vollstreckern ihrer überirdischen Gerechtigkeit aus-ersehen haben und daß ein Mensch etwas Böses getan hat, wenn er auf diese Weise den Tod erleidet. Aber ruhig nimmt der Dajak die Untaten der Krokodile nicht hin, sondern er rächt sich an den Tieren, mit denen er gleichsam einen Waffenstillstand geschlossen hatte. Hat ein Krokodil einen Mord begangen, so wird unmissverständlich unter den Krokodilen nach dem Mordtäter gesucht.

Da die Dajaks messingenen Schmuck tragen, an dem man den einzelnen erkennen kann, so werden alle Krokodile, die man tötet, aufgeschnitten und der Nachbedarf ist nicht eher gestillt, als bis im Leibe des Tieres die Messingstücke gefunden sind, die dem verschlungenen Dajak gehörten. Ist dies gelungen, dann beginnt wieder eine Zeit des Friedens zwischen Mensch und Reptil, bis wieder ein Untier den Waffenstillstand bricht und einen Menschen verzehrt.

Diese Unterbrechung der Krokodilsidylle erfolgt nun ziemlich häufig. Und bei dem Kampf zwischen Dajak und Tier hat, wie ja so häufig, ein Dritter den Vorteil: der Krokodilfänger, der aus diesem merkwürdigen Beruf einen Proterwerb macht. Die Krokodilfänger sind gewöhnlich Malaien und nur selten bricht ein Dajak den stillschweigenden Vertrag, den er mit dem Tiere geschlossen, und sucht es zu fangen, ohne daß es ihm triftigen Anlaß zur Rache gegeben hat. Nieber veranlassen die Eingeborenen die Krokodilfänger, die Mörder ihrer Gefährten zu vernichten und zahlen dafür Belohnungen, denn sie fürchten, daß die Krokodile sich an ihnen wieder rächen könnten.

Zum Fang der Krokodile bedient man sich in Borneo zumeist eines Köders und einer hölzernen Stange, deren beide Enden zugespitzt zuläufen. Derjenige Köder, dem die Tiere am wenigsten widerstehen können, ist ein toter Affe. Doch oft muß man sich auch mit einem Hund oder einer Schlange begnügen. Der Köder wird an der Stange möglichst fest gemacht und dann das andere Ende der Stange an einem langen aus Schilfpalmen gedrehten Strid befestigt. Je stärker und betäubender der Verwesungsgeruch des Köders ist, desto mehr Aussicht ist vorhanden, daß das Krokodil anbeißt, denn es liebt beim Fleisch den allerhöchsten Hautgout, und wenn es eine frische Mahlzeit hat, verbirgt es diese so lange an einem sicheren Ort, bis diese in Verwesung übergegangen ist. Der Köder wird nun an einem Baumzweig über dem Teil des Flusses aufgehängt, wo die meisten Tiere leben. Er hängt etwa fünf Fuß über dem Wasserspiegel; das lange Seil wird Loder gelassen. Mehrere Köder sind zugleich aufgestellt und der Krokodilfänger lauert nun auf den Erfolg.

Von dem Gestank des Tieres angezogen, hebt sich ein Tier aus dem Wasser und schnappt nach dem hängenden Bündel, wobei das lose Seil keinen Widerstand leistet, bis der Köder verschlungen ist; nun kommt aber das Tier an die spitze Stange und seinem Ziehen gibt das Seil nach; das Holz rutscht rasch herunter und die scharfen Spitzen tiefen sich schmerzhaft in das Innere des Tieres. Als bald schwimmt das Krokodil fort, das vierzig bis

fünfzig Fuß lange Seil hinter sich herschleppend. Das Seil können die furchtbaren Zähne des Tieres nicht zerbeißen, weil die Fasern, aus denen es besteht, zwischen seine spitzen Zähne kommen und das Seil festhält, auch wenn die einzelnen Fasern auseinander geraten.

Ist ein Köder verschwunden, so sucht der Fänger den Fluß ab und findet dann das Seil gewöhnlich in nicht zu großer Entfernung von der Stelle, wo der Köder ausgelegt wurde, auf der Oberfläche eines tiefen Sumpfes schwimmend. Ein fester Ruck daran genügt, das Krokodil an die Oberfläche zu bringen und nun wird es ans Land gezogen.

Berufsmäßige Krokodilfänger haben eine ganz geheimmisvolle Fähigkeit, die Tiere an Land zu bringen und ohne besondere Kraftaufwendung an der Leine zu ziehen, wie wenn es ein folgamer Hund wäre. Freilich verursachen die beiden Stangenspitzen bei jedem Ruck dem Tiere empfindliche Schmerzen.

Ist das Tier auf festem Boden, dann wird es von den Eingeborenen mit den größten Schmeicheleien empfangen, mit ehrenden Beinamen wie „du Rajah unter den Tieren“ begrüßt; der Fänger aber hat nun die schwierige Aufgabe, ihm die Kinnladen und die beiden Beine festzubinden. Bei diesem Beginnen muß er sich besonders vor dem gefährlichen Schwanz des Tiere, in acht nehmen, der ihn mit einem einzigen Schläge niederstrecken kann. Es grenzt ans Wunderbare, wie die Krokodilfänger ihre Aufgabe vollbringen und schließlich das gefesselte Tier auf eine Holzbohle zu bringen, um es bei der nächsten Regierungsveranstaltung abzuliefern.

Die Eingeborenen aber haben nun alle Hochachtung vor ihrem plump und unbeweglich daliegenden gefesselten Feinde verloren; sie verspotten und höhnen ihn. Wollen sie an ihm Privatrade nehmen, und haben sie den Preis gezahlt, den der Fänger verlangt, dann zerschneiden sie das mehrlose gequälte Tier in Stücke und hängen seinen Kopf über dem Feuerplaf auf, wo als düstere Trophäen die Menschenschädel grinsen, die diese Kopffäger im Kriege erobert haben.

### Aus allen Gebieten.

#### Technisches.

Was ein Aeroplan kostet. Die französische Fachzeitschrift „Aerophile“ veröffentlicht eine Uebersicht über die Preise von Aeroplanen verschiedener Systeme. Im Durchschnitt sind die Doppeldecker etwas teurer als die Eindecker. Das teuerste am Flugzeug ist ein Motor, der 100 Pferdestärken besitzt und 36 000 Mk. kostet. Der teuerste Eindecker dagegen ist schon für 24 000 Mk. bei freilich nur 60 Pferdestärken zu haben. Nicht immer richten sich die Preise lediglich nach der Stärke des Motors. Bei den Eindeckern haben solche von 80, 60 und 50 Pferdestärken den gleichen Preis von 16 000 Mk. Das billigste der aufgeführten Systeme ist übrigens doch ein Doppeldecker, der allerdings nur über 25 Pferdestärken verfügt und mit 9 000 Mk. nicht teurer ist, als ein mittleres Automobil. Durchschnittlich wird man anzunehmen haben, daß sich der Preis eines Flugzeuges ohne Motor auf 8 000 bis 12 000 Mk. beläuft. Ein Motor von mittlerer Leistungsfähigkeit, also von 50 Pferdestärken, erfordert dann eine gleiche Ausgabe, so daß man im ganzen rund 20 000 Mk. als Anlagekapital braucht. Der stärkste Motor, der bisher überhaupt gebaut worden ist, hat 200 Pferdestärken, ist aber wegen seines hohen Gewichtes von 390 Kilogramm wenig empfehlenswert. Er wird daher im Preise von einem andern Motor übertroffen, der bei 140 Pferdestärken ein Gewicht von nur 130 Kilogramm aufweist; dieser kostet 24 000 Mk. Dieser von Gnome erbaute Motor stellt überhaupt einen Rekord auf, da auf eine Pferdestärke nicht einmal ganz ein Kilogramm des Gesamtgewichtes entfällt. Der kleinste Motor von 25 Pferdestärken wiegt immerhin 100 Kilogramm und kostet 4 000 Mk. Für diesen Preis sind noch die Ausgaben für Brennstoff, Öl, Ersatzteile, für den unentbehrlichen Mechaniker und endlich gar für Reparaturen hinzuzurechnen, muß man vorläufig daran verzagen, daß in einer nahen Zukunft die Anschaffung eines Flugzeuges auch andern als reichen Leuten möglich sein wird.

### Tierkunde.

k-i. Ueber das Seelenleben des Hundes. Von allen Tieren verstehen wir Menschen am besten den Hund. Dieser ist am häufigsten in unserer Nähe, daher beobachten wir ihn auch am meisten. — „Ich hatte“, so schreibt Hans Buchberger in der „Kosmos-Korrespondenz“, „eine Dachshündin, die ich mehrmals dabei ertappte, daß sie auf dem Sofa lag. Dieses auf dem Sofa liegen ist nun bekanntlich — besonders bei einer Hündin — nicht sehr zuträglich für das betreffende Möbelstück, weshalb ich sie dafür strafe. Lange Zeit sah ich sie dann nicht mehr auf diesem verbotenen Platz. Immer, wenn ich in das Zimmer kam, lag sie in ihrem Korb am Ofen. Wenn ich wegging, sprang der Hund auf eine beim Fenster stehende Truhe, um mir nachzusehen. Eines Tages ging ich wieder weg und der Hund sah mir, wie gewöhnlich durch das Fenster nach. Als ich um die Ecke des Nachbarhauses gebogen war, fiel mir ein, daß ich etwas vergessen hatte und kehrte deshalb um. Da bemerkte ich, daß der Hund nicht mehr beim Fenster war. Es stieg mir ein leiser Verdacht auf. Vorsichtig schlich ich zum Fenster, um in das Zimmer zu sehen. Der Hund lag auf dem Sofa und schlief, als hätte er das reinste Gewissen von der Welt. Ich schlich wieder zurück und ging dann lauten Schrittes wie gewöhnlich durch die Haustüre, durch das Vorhaus und schließlich in meine Stube. Siehe da, der Hund lag zusammengerollt in seinem Korb beim Ofen, öffnete blinzend die Augen, streckte sich und kam schließlich schweißbedudt auf mich zu, als ob es gar kein verbotenes Sofa gäbe.“ — Eine andere Hundegeschichte: Aus dem Hühnerstall hatte in einer Winternacht ein Fuchs acht Hühner geraubt. Am andern Morgen suchte der erbohte Hühnerzüchter die Umgebung nach dem geraubten Geflügel ab. Er hatte eine langhaarige, deutsche Vorstehhündin, „Hella“ benannt. Diese griff kein Hausfuß an, weil sie kurz zuvor aus irgend einer mit Haushühnern zusammenhängenden Ursache gestraft worden war. Mit dem Herrn war auch dessen eifriges Töchterlein. Dieses meinte plötzlich: „Papa, sieh einmal, die „Hella“ will dir etwas sagen.“ Er blickte nun nach der Hündin und bemerkte, daß diese ihn ansah und dann mit dem Kopf in den Schnee zeigte. Sie machte auch einige Sprünge gegen ihren Herrn und wieder zurück, um abermals mit der Nase in den Schnee zu weisen. Als der Herr hinging, fand er dort ein vom Fuchs in den Schnee vergrabenes Huhn. Das kleine, aufgeweckte Mädchen, das viel mit dem Hunde spielte, hatte aus dessen Blick verstanden, was er gewollt. Ein Hundeauge ist ungemein ausdrucksvoll und kann gar viel sprechen. Man gebe sich nur Mühe, dessen Ausdruck zu verstehen.

### Allerlei.

Die Rakenfarm. „Wir richten eine Rakenfarm ein und fangen mit 1 Million Stück an“, so heißt es in einem Rundschreiben eines englischen Geschäftsmannes. „Jede Rake bekommt im Jahre durchschnittlich 12 Junge. Im Durchschnitt erzielen wir für jedes Rakenfell 1 Schilling 3 Pence. Das macht im Jahre 12 Millionen Rakenfelle und bedeutet eine Bruttoeinnahme von 2000 Pfund (40 000 Mk.) täglich. Ein Arbeiter zieht täglich für 8 Schilling 50 Raken das Fell ab. Wir brauchen also 1000 Arbeiter und behalten dann täglich 1600 Pfund (32 000 Mk.) Gewinn. Freilich müssen die Raken gefüttert werden. Das machen wir so: wir richten eine Rattenfarm daneben ein. Ratten vermehren sich viermal so schnell wie Raken. Wir haben also täglich 4 Ratten für jede Rake zur Verfügung und das ist genug. Die Ratten wollen auch gefüttert sein. Das machen wir so: wir geben ihnen die Rakenleichen. Auf jede Ratte kommt ¼ Rake, was wieder genug ist. Hieraus folgt, das Raken-Rattengeschäft unterhält sich selbst, die Raken fressen die Ratten, die Ratten die Raken und wir bekommen die Felle und dafür das Geld. Wollen Sie sich beteiligen?“

Eine halbe Million Lichtjahre. Für den Hochflug des Menschengeistes gibt es kaum einen stärkeren Ausdruck, als das Wort Lichtjahr. Diese wenigen Buchstaben bezeichnen eine Größe, die zwar der menschlichen Vorstellung nicht mehr zugänglich ist, mit der man aber in der Wissenschaft rechnet wie mit irgend einem gewöhnlichen Maß. Ein Lichtjahr legt in

einer Stunde 300 000 Kilometer zurück, kann also in vierzig Minuten die ungefähre Distanz „Auriga“ zurücklegen, mehr als siebenmal um die ganze Welt reisen. Was hat dann ein Lichtjahr zu bedeuten? — Ein Tag hat 86 400 Sekunden, also legt ein Lichtstrahl an einem Tage fast 26 Milliarden Kilometer zurück. Um nun zu einem Lichtjahr zu gelangen, hat man diese Ziffer noch mit 365 zu multiplizieren und kommt dann auf über 9 Billionen Kilometer. Das ist wirklich eine recht weite Reise und doch wählt die Himmelskunde das Lichtjahr als eine Einheit, um die Entfernungen der Fixsterne von der Erde oder, was in dieser Hinsicht fast dasselbe sagt, von dem Sonnensystem auszudrücken. Es gibt nun Himmelskörper, deren Entfernung mehr als eine halbe Million Lichtjahre beträgt. Das sind die Spiralnebel, die nach der jetzigen Auffassung der Astronomen als ferne Milchstraßensysteme zu betrachten sind, also mit anderen Worten, jeder Spiralnebel als ein besonderes Weltall wie dasjenige unseres Fixsternhimmels, der von dem Ringe der Milchstraße eingeschlossen wird. Nach neuen Schätzungen, die Professor Max Wolf in den „Astronomischen Nachrichten“ veröffentlicht, beträgt die Entfernung von acht verschiedenen Spiralnebeln zwischen 33 000 und 578 000 Lichtjahren. Der Durchmesser eines solchen Nebels wird bis auf 2200 Lichtjahre veranschlagt.

Eine drohliche Weltgeschichte erzählt Felix Eberth, der vor 100 Jahren das Licht der Welt erblickte, in seinen Jugenderinnerungen eines alten Berliners. Eberth ah, als er in Bonn studierte, im Gasthaus zum „Stern“ mit einigen Freunden zu Mittag. „Eines Tages“, so berichtet er, „sah nicht weit von uns ein Fremder, der durch eigentümlichen Haarwuchs auffiel. Wir tritten darüber, ob er eine Perücke trage oder nicht. Da man nicht darüber einig wurde, proponierten zwei von uns eine Wette um größter Höflichkeit an den Fremden heran und trug ihm unter tausendfacher Bitte um Entschuldigung den Fall vor. Der Angeredete nahm die Sache mit bestem Humor auf und zeigte lachend, daß er in der Tat eine Perücke trage. Der Verlierer ließ den Champagner bringen, an dessen Genuß derjenige, dessen Kopfschmuck die Wette veranlaßt hatte, sich munter beteiligte. Wir hatten diesen Vorfall fast vergessen, als mehrere Monate später derselbe Fremde sich wieder an einem erst kürzlich angekommenen Studenten, der neben ihm saß, daß die Perücke dieses Herrn ihn zwei Pfunden Champagner gekostet habe. „Perücke!“ rief der andere lebhaft, „der Mann trägt ja gar keine Perücke, so wenig als du oder ich!“ Der Streit erhob sich gerade wieder so wie das erstemal. Es wurde wieder eine Wette vorgeschlagen, nicht wetten zu können, weil er mit eigenen Augen gesehen, wie der Gast die falschen Haare vom Kopf gehoben und seinen fast kahlen Schädel gezeigt habe. Damit aber wurde dem Streite noch kein Ende gemacht. Der Gegenpart bestand auf seiner Meinung, und weil keiner von beiden sich beruhigen wollte, so wurde die Wette endlich abgeschlossen, und der andere mußte sich entschließen, unter den ersinnlichst Höflichsten Entschuldigungen den Fremden noch einmal zu inkommodieren. Die Antwort, die dieser lächelnd erteilte, war nun allerdings überraschend: „Jetzt“, sagte er, „trage ich allerdings mein eigenes Haar. Vor sechs Monaten hatte ich es infolge einer Krankheit verloren und war genötigt worden, eine Perücke zu tragen. Gegenwärtig erfreue ich mich wieder meiner eigenen Locken!“ Der unglückliche Verlierer mußte also zum zweitenmal für das Gegenteil von neuem bezahlen, was ihn den ersten Champagner gekostet hatte. Man kann sich die Heiterkeit der Gäste denken, welche Zeugen des seltsamen Streites gewesen waren.“

Der Redaktionschreden. Redakteur: „Hier ist ein Gedicht von einem Menschen, der augenblicklich fünf Jahre im Gefängnis abbußt.“ — Chefredakteur: „Lassen Sie es drucken und fügen Sie eine Fußnote mit einer Erklärung der näheren Umstände an. Es kann vielleicht anderen Dichtern zur Warnung dienen.“

